

Zeitschrift: Wissen und Leben
Band: 9 (1911-1912)

Artikel: Hugo von Tschudi
Autor: Trog, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HUGO VON TSCHUDI

Der Hinschied Hugo von Tschudis, des glorreichen Galerieleiters, erst in Berlin an der Nationalgalerie, dann, seit wenigen Jahren, als allmächtiger Direktor der bayrischen Kunstsammlungen, ist als ein ganz außerordentlich schwerer Verlust weithin, wo man's mit der Kunst ehrlich meint, empfunden worden. Er hatte aus der Nationalgalerie, die, wie dies Karl Scheffler völlig richtig formuliert hat, beim Weggang des ersten Direktors, Jordan, 1895, mehr den Eindruck machte, man weile in einer patriotischen Ruhmeshalle als in einem modernen Kunstmuseum, eine Galerie allerersten Ranges gemacht. Dann, als er inne ward, dass unter Wilhelm II. und neben dem Generaldirektor Wilhelm Bode, der durch Tschudis Propaganda für seine moderne Sammlung unter den Mäcenen Berlins die bisher reichlich fließenden Privatquellen für die Mehrung des Bode als Direktor unterstellten Kaiser Friedrich-Museums mit altem Kunstgut bedroht sah, für ihn, den aufrechten und von seinem Programm keinen Zoll abgehenden Mann ein ersprießliches Arbeiten nicht mehr möglich sei, nahm er den Ruf nach Bayern an. Und vielleicht noch größer, in Anbetracht der knappen ihm hier zum Wirken vergönnten Zeit, ist, was er in München ausgerichtet hat.

Wenn man heute die Alte Pinakothek betritt, so erlebt man in mancher Hinsicht eine neue Sammlung. Auf der einen Seite hat er gesäubert und die Säle aufgelockert, auf der andern hat er der Sammlung durch Schaffen neuer Räume die Möglichkeit herrlichster Bereicherung verschafft, so dass vor allem die altdeutsche Malerei jetzt in München in ganz unvergleichlichem Glanz erstrahlt. Die bayrischen Provinzgalerien, die Sammlungen in wenig besuchten Schlössern hat er stark und glücklich für die Pinakothek herangezogen. Ganze Altarwerke hat er zur Auferstehung gebracht; und das Köstliche, was München schon besaß, wurde so aufgestellt, dass ein neues Leben von den altbekannten Werken auszugehen scheint. Durch die zeitweilige Ausstellung hochbedeutender privater Sammlungen in der Pinakothek, wie der Sammlung Carstanjen und vor allem der des Budapesters Nemes, verstand er neues Interesse der Galerie zuzuführen. Die Vorführung der Sammlung Nemes hatte zudem noch einen ganz besondern, man möchte sagen kunstpädagogischen Zweck: es war die Sammlung eines Freundes des Impressionismus: Tintoretto, Greco, Goya, die großen französischen Impressionisten hingen da friedlich neben einander und lehrten mit einem Schlag kaum geahnte, oder doch kaum je so klar zum Bewusstsein gelangte Zusammenhänge zwischen älterer und neuester Malerei erkennen.

Im kurzen Vorwort des Katalogs der Nemes-Sammlung spricht Tschudi das Wort aus: „So paradox es klingen mag, aus der alten Kunst führen nur schwer gangbare Wege zu der Kunst unserer Tage. Der umgekehrte Weg ist der natürliche... Von Manet aus fiel ein neues Licht auf Velasquez und Goya. Mit der Bewunderung für Cézanne erwachte das Verständnis für Greco... Nur diejenigen Gegenden der alten Kunst treten für uns in eine neue Beleuchtung, deren heimliche Tendenzen auch in dem Schaffen unserer Zeit nach Ausdruck ringen.“

Und Tschudi skizziert dann rasch den *neuen Typ des Galeriedirektors*, der unter den veränderten Einflüssen heraufkomme. „Ein Typ, der sich von der mehr kunsthistorischen Spielart des neunzehnten Jahrhunderts dadurch unterscheidet, dass ihn das Sammlungsmaterial vor allem da interessiert,

wo es durch lebendige Fäden mit der Gegenwart verknüpft ist. Weniger als der stille Hüter einer abgeschlossenen Sammlung kunst- und kulturhistorischer Dokumente, fühlt er sich als der Vermittler ästhetischer Werte, für die unsere Zeit empfänglich geworden. Nicht isolieren will er, sondern verbinden. Galerien von ältestem Adel können unter seiner Hand eine aufregende Aktualität gewinnen. Durch die Gruppierung der Meister, den Rhythmus der Aufhängung mögen die lebendigsten Kräfte zur Geltung gebracht werden. Die Neuerwerbungen werden nicht in einer mechanischen Ausfüllung vorhandener Lücken, sondern in der organischen Entwicklung nach der Richtung moderner Tendenzen bestehen.“

Das Vorwort zu diesem Katalog dürfte vom letzten sein, was Tschudi geschrieben hat. Es gibt sein Lebensprogramm, seine Apologie. Und die Alte Pinakothek in München, der der aus Augsburg herübergeholte wunderherrliche Tintoretto, der das käuflich erworbene grandiose Werk Grecos, „die Entkleidung Christi“, der ein neuer Grünewald, der der gewaltige Pacher-Altar, der erst jetzt in seiner Ganzheit zu übersehen ist; der die jetzige Aufstellung der einzigartigen Skizzen des Rubens zum Medici-Cyklus — um nur einige Köstlichkeiten zu nennen — neue künstlerische Akzente höchsten Ranges verliehen haben: diese Alt-Pinakothek, wie sie heute vor uns steht, zeigt, dass Wort und Tat, Programm und Ausführung für Tschudi ein und das selbe gewesen sind. Und dabei war es ein seit Jahren Schwerkranker, der all diese Riesenarbeit vollbracht hat.

Tschudi selbst hat den „schwer gangbaren“ Weg von der alten Kunst zur neuen zurücklegen müssen. Als Direktorial-Assistent Wilhelm Bodes am Alten Museum in Berlin hat er sich namentlich mit altniederländischer Malerei und mit Renaissanceplastik abgegeben. Dann, mit 45 Jahren, 1896, wurde er, zu seiner eigenen und der Welt Überraschung — wie Max Liebermann am Sarg Tschudis gesagt hat — zum Direktor der Nationalgalerie ernannt. Aber verblüffend rasch fand er sich zurecht. Das erste war, dass er in Paris bei Durand-Ruel und an andern Orten sein Auge für die moderne französische Kunst schärfte. Manets Größe erschloss sich ihm. Von hier aus eröffnete sich seinem wundervoll feinen, sichern Blick der Zugang zu dem, was gute moderne Malerei war, zu dem, was auch die deutsche Kunst im neunzehnten Jahrhundert an bleibenden Werken hohen malerischen Könnens hervorgebracht hat. Wir besitzen eine kleine Monographie Tschudis über Manet. In ihrer konzentrierten Sachlichkeit und eindringenden Schärfe gehört sie unzweifelhaft zum besten, was über diesen Künstler geschrieben worden ist. Er hat dann die eigentliche Bedeutung Adolf Menzels, des frühen Menzel des Théâtre Gymnase und anderer Wunderwerke erstaunlichster Malkultur sicher erkannt und dafür gesorgt, dass die Vertretung dieses Künstlers in der Nationalgalerie diese seine unvergleichliche Bedeutung zu klarstem Bewusstsein bringe. Und ihm verdankt man, dass Leibl und Marées in die Nationalgalerie einzogen. Unter seinen überlegenen organisatorischen Händen wurde die deutsche Jahrhundertausstellung von 1906 in den Räumen der Nationalgalerie zu einer entscheidenden Heerschau und Musterung der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert. Diese Ausstellung hat unsere ganze Kenntnis der neuesten deutschen Kunst auf ganz veränderte, wesentlich solidere Grundlagen gestellt. Die zwei Bände, die, von Tschudi meisterlich eingeleitet, die Erinnerung an jene Ausstellung festhalten, bilden das wertvollste Inventar der deutschen Kunst des neun-

zehnten Jahrhundert. Erst jetzt rückten die Großen auf die ihnen gebührenden ersten Plätze. Und neben den großen Deutschen zogen auch eine Reihe exquisiter Franzosen in die Nationalgalerie, meist als klug geleitete Schenkungen.

Hugo von Tschudis Vater war der Naturforscher und Diplomat J. J. Tschudi, der 1818 in Glarus zur Welt kam und von 1866 bis 1883 die Schweiz in Wien vertrat. Hugo von Tschudi war — wie Liebermann erzählt — stolz auf seine Familie. „Ich erinnere mich, wie er mir, als wir einst zusammen in Paris waren, den Namen des großen Schweizer Geschichtsschreibers Tschudi zeigte, der mit goldnen Lettern auf der Fassade der Bibliothek von Sainte Geneviève eingemeißelt ist.“ Man empfindet Stolz, dass ein Mann von diesem Ausmaß des Geistes, der Kultur, der unbeugsamen Konsequenz und des festen, selbst vor dem höchsten Herrn und Gebieter sich nicht krümmenden Rückgrates mit unserem Lande zusammenhängt, und man entdeckt sich auf dem Wunsch: es möchte unserem Lande einmal ein Mann von dieser Art beschert sein, der an einflussreicher, maßgebender Stelle sein Kunstverständnis — „er legt beim Kunstgelehrten den Akzent auf Kunst, und nicht der Taufschein, sondern der Augenschein war ihm das Kriterium für die Echtheit und Qualität des Werkes,“ sagte Liebermann von Tschudi — der an einflussreicher, maßgebender Stelle sein sicheres Kunstverständnis zu Nutz und Frommen unserer eidgenössischen Kunstpflege verwerten könnte. Was, um nur eins, was doch immer wieder in der Öffentlichkeit gesagt werden muss, da ja in unserer Bundesversammlung kein Ratsmitglied je darüber ein Wort verliert, zu erwähnen — was könnte unsere Gottfried Keller-Stiftung unter einer solchen Leitung für unser ganzes Kunstleben werden? Wie würde da die unglaubliche Systemlosigkeit der Ankäufe mit einemmal ein Ende nehmen; wie würden alle Gefälligkeitskäufe von Objekten siebenten und achten Ranges aufhören; wie würde ein selbständiger, sicherer künstlerischer Wille über die reichen Mittel disponieren, sie auf Hauptwerke (mit dem Akzent auf Kunst, nicht auf Historie) konzentrieren, statt sie jammervoll zu verzetteln! Es müsste eine Lust sein, das zu erleben.

„Das ist der Ruhm des zweiten Direktors der Nationalgalerie: dass er ein modernes Programm hinterlassen hat, nicht nur für die Nationalgalerie, sondern für alle Sammlungen moderner Kunst überhaupt; dass er die ihm fünfzehn Jahre lang unterstellte Sammlung nicht nur zu Etwas gemacht hat, das fast schon wie die Schöpfung eines freien Willens erscheint, sondern dass er darüber hinaus Grundsätze praktisch aufgestellt hat, die in London, Paris und Wien, ebenso wie in Berlin das Musterhafte anzubahnen innere Lebenskraft haben.“

So urteilt Karl Scheffler in dem prächtigen Band „Die Nationalgalerie“. Ich denke: bei aller Bescheidenheit der Mittel unserer städtischen Kunstsammlungen sollte das Wirken Hugo v. Tschudis auch für sie Mahnung und Vorbild sein. Das oberste Gesetz lautet: einzig die *künstlerische Qualität* entscheidet über die Museumswürdigkeit eines Werkes.

ZÜRICH

H. TROG

